

Die Radiopredigten

Auf Radio SRF 2 Kultur und Radio SRF Musikwelle gehört, zur Ergänzung notiert. Es gilt das gesprochene Wort

Li Hangartner, röm.-katholisch

27. Januar 2013

Es wird ein Schwert durch deine Seele dringen

Lukas 2, 35

Liebe Hörerin, lieber Hörer

Der Advent und die Weihnachtszeit erzählen nicht nur von der Geburt des geheimnisvollen Kindes in Bethlehem, sie sind auch voller Mariengeschichten. All diese Geschichten erzählen vom selben: Von der Sorge der Mutter um ihr Kind.

Der Name Maria oder Mirjam deutet es bereits an: „das Bittere der Zeit tragen“. Maria nimmt das Bittere auf sich. Sie wird als Asylantin, Flüchtlingsfrau und Mutter eines subversiven Kriminellen dem Bitteren ausgesetzt, eine Schmerzensmutter. So hat es ein weiser alter Mann vorausgesagt. Nach jüdischem Brauch bringen die Eltern ihr Kind am achten Tag nach seiner Geburt in den Tempel zur rituellen Beschneidung und opfern zwei Tauben als vorgeschriebene Gaben. Der alte Simeon, der seit langem die Ankunft des Messias erwartet, nimmt das Kind auf seinen Arm und lobt Gott. Dann wendet er sich zur Mutter und spricht von Menschen, die durch ihn „zu Fall kommen“ und anderen, die durch ihn „aufgerichtet“ werden sollen. Die Eltern wundern sich über diese Worte, sie verstehen sie nicht. Und zu Maria sagt Simeon das dunkle Wort: „Und es wird ein Schwert durch deine Seele dringen“ (Lk 2.35). Nicht nur ein, nein, viele Schwerter, so hat es die katholische Volksfrömmigkeit ausgedeutet. Die Schmerzen Mariens und die Schwerter, die sie treffen, sind beliebte Darstellungen in der bildenden Kunst. Menschen haben sich hineingelesen mit ihren Schmerzen in die alten Bilder der Mater Dolorosa.

Der erste Schmerz der Mutter, das erste Schwert ist die Ahnung des Unglücks: Dein Sohn, den Du liebst, wird kein ruhiges Leben haben. Er ist das Zeichen, dem widersprochen wird. In diesem Orakel sind schon all die Schmerzen eingewickelt, die dieser Sohn in seinem Leben erfahren wird.

Sie kennen vermutlich das Märchen vom Dornröschen; die guten Wünsche von zwölf weisen alten Frauen und den Fluch der einen, die nicht zur Feier der Geburt der Königstochter eingeladen war. Als elf der weisen Frauen ihre guten Wünsche eben ausgesprochen hatten, trat plötzlich die dreizehnte herein. Ohne jemanden zu grüssen oder nur anzusehen, rief sie mit lauter Stimme: "Die Königstochter soll sich in ihrem fünfzehnten Jahr an einer Spindel stechen und tot hinfallen." Alle waren erschrocken. Da trat die zwölfte hervor, die ihren Wunsch noch übrig hatte, und weil sie den bösen Spruch nicht aufheben, sondern nur mildern konnte, sagte sie: "Es soll aber kein Tod sein, sondern ein hundertjähriger tiefer Schlaf, in welchen die Königstochter fällt." Und so geschah es. Die Eltern versuchten mit allen Mitteln, das Unglück über das Kind aufzuhalten und liessen alle Spindeln im ganzen Königreich verbrennen. Aber sie konnten das Kind nicht vor dem hundertjährigen Schlaf bewahren.

Der grosse Schmerz von uns Müttern und Vätern: Wir können unsere Kinder vor einigem beschützen, aber nicht vor Vielem und nicht sehr lange. Vielleicht gehört zu unserem Behüten auch, dem Behütungszwang zu entsagen und die Kinder ihre Wege und ihre Irrwege gehen zu lassen.

Vielleicht können wir für sie beten. Das wird auch nicht viel nützen, aber es ist die poetischste Form, sie zu begleiten. Das Gebet ist vielleicht die köstlichste Nutzlosigkeit, die wir für sie haben.

Der zweite Schmerz Marias ist die Sorge um das bedrohte Kind. Kurz nach der Geburt schon müssen Maria und Josef mit ihrem Kind vor den Mördersoldaten des Königs Herodes fliehen. In das Gesicht jenes bedrohten Kindes lese ich die Gesichter aller bedrohten Kinder hinein, in das Gesicht jener Eltern die Gesichter aller verzweifelt sorgenden Eltern. Eltern, die das Leben zu beschützen und vor der Vernichtung zu bewahren versuchen. Eine der Eigenarten dieser grossen Sorge ist, dass sie nicht in der Familie bleibt; dass sie fremdgeht. Eine Frau, die während des Apartheidsystems in Südafrika mit schwarzen Jugendlichen gearbeitet hat, schrieb einmal: „Immer wenn ich diese aus der Welt gefallen Kinder ansehe, denke ich, es könnten meine eigenen Kinder sein.“

Der dritte Schmerz Mariens: die Sorge um den Verlust des Kindes. Mit zwölf Jahren läuft Jesus seinen Eltern weg. Sie suchen ihn drei Tage lang,

drei verzweifelte Tage. Endlich finden sie ihn und Maria klagt: „Kind, warum hast du uns das angetan!“ Und die harsche Antwort des 12-Jährigen: „Warum habt ihr mich gesucht?“ Der verzweifelte Schmerz, das verlorene Kind zu suchen. Der ähnlich grosse Schmerz: die Abfuhr, die dieser Sohn ihnen erteilt: „Wusstet ihr nicht, dass ich in dem sein muss, was meines Vaters ist!“ Es ist die erste Aufkündigung, der erste Abschied: Mein Vaterhaus ist ein anderes. Es steht nicht mehr bei euch in Nazareth. Ich nenne einen anderen Vater.

Zum Gehorsam scheint Jesus nicht geboren zu sein. Und bei der erst besten Gelegenheit, noch dazu in aller Öffentlichkeit während eines Hochzeitsfestes, weist Jesus seine Mutter zurecht: „Frau, was habe ich mit dir zu schaffen?“ (Joh 2.4). Das ist, so sagt es die Tradition, das vierte Schwert, das durch ihre Seele dringt.

„Wer ist schon meine Mutter, was soll das mit den Geschwistern?“ (Mt 12,48), fragt er schroff, als ihm gesagt wird, dass seine Mutter und seine Brüder ihn sehen wollen. Das muss Maria geschmerzt haben, weil sie es damals nicht verstand. Wieso sollen Obdachlose, ledige Frauen, Fischer ohne Netz und Boot, all jene, die sich mit dem Nazarener herumtreiben, wichtiger sein als die eigene Familie? Für Familie hatte der Jesus der Evangelien nicht viel Sinn – das fünfte Schwert, der fünfte Schmerz der Mutter.

Das ist das Schwerste für uns Väter und Mütter. Und das ist das deutlichste Zeichen der Sorge für unsere Kinder, dass wir sie ihre unverstandenen Wege gehen lassen. Wir können sie nicht halten. Wir können die Abschiede, die Trennungen nicht vermeiden. Wir können die Brut nicht im Nest unserer eigenen Lebenswelt einkerkern. Sie müssen gehen, und sie gehen. Und oft müssen wir Eltern mit dem Zorn unserer Söhne und Töchter leben. Es hilft nichts, wir müssen sie lassen. Unsere Kinder sagen es uns mit jeder neuen Musik, die sie für sich entdecken und die wir nicht mehr verstehen: In das alte Elternhaus gehöre ich nicht mehr. Sie sagen es vielleicht mit der neuen Religion oder Religionslosigkeit, die sie für sich beanspruchen. Sie sagen es mit ihrer anderen Sexualität. Unsere Kinder sind nicht dazu da, unsere eigene Welt fortzusetzen.

In einem Gedicht von Dorothee Sölle mit der Überschrift „Sieben Wünsche für eine Konfirmandin“ lese ich folgenden Wunsch: „Dass dich die weitausgreifenden Eltern nicht überwuchern und dein Land nicht überdüngen“. Womit düngen Eltern das Land ihrer Kinder? Ich frage nicht nach materiellen Gütern, sondern nach dem Geist und den Lebenskräften, die wir den Kindern überliefern oder ihnen vorenthalten.

Was haben wir ihnen vermacht? In ihr Leben ist alles eingewoben, was uns gelungen, aber auch das, was uns nicht gelungen ist, was wir versäumt haben. Und so frage ich mich manchmal, was wir unseren Nachkommen an Lebensmöglichkeiten verwehrt haben, wo wir sie überwuchert und ihr Land überdüngt haben. Aber so sage ich mir, wir sind nicht allmächtig, auch nicht in dem, was wir falsch gemacht haben. Man kann mit Kindern am besten umgehen, wenn man weiss, dass sie uns vergeben müssen. Ich kann geduldiger, gütiger, grossmütiger sein, weil ich weiss, dass ich mit meinen begrenzten Kräften in ihrer Schuld stehe.

Zur Obhut, die wir unseren Kindern schulden, gehört auch die Kraft abzudanken. Abdanken – das heisst sich nicht in Bitterkeit und Resignation abwenden, sondern mit Schmerz und in einer gewissen Heiterkeit zugeben, dass unsere Kinder und Kindeskinde ihre eigenen Wege gehen. Es kann schon sein, dass die Abschiede, die uns unsere Kinder zumuten, wie Schwerter sind, die sich uns ins Herz bohren.

Die Weissagung des alten Simeon: das Schwert, das durch die Seele dringt – daran hat Maria dreissig Jahre später zurückgedacht, als sie auf Golgatha unter dem Kreuz steht und ihren Sohn sterben sieht. Und dann das siebte und letzte Schwert, das ihre Seele durchdringt und das unsere Herzen rührt: Der Schmerz um den toten Sohn, dargestellt in der Pieta, dieses wohl ergreifendste Bild, das ein einziger Schrei nach Frieden ist, nach dem Ende der Gewalt: Die Mutter hält ihren toten Sohn auf dem Schoss. Dieses Bild interpretiert das Schicksal all der Mütter und Väter mit ihren toten Kindern: Väter und Mütter in Syrien, die in diesen Tagen ihre Kinder zu Grabe tragen; die Eltern der vielen Jugendlichen, die den Drogenbanden in Honduras zum Opfer fallen; die Eltern der zumeist jungen Frauen, deren verstümmelte Leichen im Norden Mexicos in der Wüste gefunden werden; die Schmerzen aller Mütter auch in unserem Land, wenn Kinder vor ihnen sterben. Ihr Leiden macht das Bild der Pieta lebendig. Ihr Schicksal wird mit dem Schicksal der Mutter Jesu verwoben.

Liebe Zuhöererin, lieber Zuhörer, darf ich eigentlich tun, was ich jetzt getan habe? Ich habe die Schmerzen aller Mütter und Väter um ihre Kinder in den Schmerz Mariens hineingelesen. Ist denn der Schmerz Mariens nicht ein einmaliger und erhabener Schmerz, weil es der Schmerz um jenen erhabenen Sohn ist? Ich stelle aber fest, dass die Frömmigkeit der Menschen sich immer hineingelesen hat in die Schmerzen jener Frau, der Mutter Jesu. Seit je sind die Mütter, deren Kinder bedroht waren, nach Mariastein oder Einsiedeln gewallfahrtet und haben für sie gebetet. Sie haben den Rosen-

kranz der sieben Schmerzen Mariens gebetet, wenn sie ihre Kinder in Gefahr wussten.

In Maria haben wir eine einmalige Figur, aber diese Einmaligkeit hilft uns nicht viel. In Maria und ihren Sorgen begegnet uns ein menschheitliches Schicksal. Und so sagt die Frömmigkeit der Menschen: Jene Frau, die ihren Sohn verliert – ich bin es. Ich bin jene Frau. Wir sind jene Frauen oder jene Männer, die ihre toten Kinder beweinen. Religionen haben oft falsche Vorstellungen, wenn sie Gott unbedingt vom Menschen und seinen Schicksalen trennen wollen; wenn sie Maria mit einer Einmaligkeit ausstatten, die mit unserem Leben nichts mehr zu tun hat. Wenn ich etwas von Weihnachten gelernt habe, dann dies, dass Gott seine Einmaligkeit aufgegeben hat. Er ist eingetreten in unser Schicksal; ist unsere Wege gegangen und ist unsere Tode gestorben. Wir nennen dies Menschwerdung.

Li Hangartner
Wesemlinstrasse 13, 6006 Luzern
li.hangartner@radiopredigt.ch

Auf Radio SRF 2 Kultur und auf Radio SRF Musikwelle um 9.30 Uhr (kath.) und um 9.45 Uhr (ref.)

ISSN 1420-0155, Herausgeber: Katholischer Mediendienst, Reformierte Medien. Jahresabo per Kalenderjahr zu Fr. 45.-- als PDF-Datei. Einzel-Expl. im Kopie-Verfahren für Fr. 3.-- über Radiopredigt, Pf 1914, 4001 Basel. Alle Rechte, auch die des auszugsweisen Nachdruckes, jegliche Reproduktion sowie Übersetzungen bleiben vorbehalten. Bestellungen und Elektron. Versand: Radiopredigt c/o Reformierte Medien, Badenerstr. 69, Postfach, 8026 Zürich, mail: abo@radiopredigt.ch Produktion: Reformierte Medien, Zürich